

„Das andere Gesicht“ – ein Kunst- und Tanzprojekt in der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen (Schweiz) im Rahmen der Vortragsveranstaltung „Entdecken was in mir steckt ...“ – *Salutogenetisch-ressourcenorientierte Ansätze in Therapie und Gesundheitsförderung*



Einleitung

Guten Tag! Ich begrüße Sie herzlich zu meinem Bericht über das Kunst- und Tanz-Projekt „Das andere Gesicht“.

Mein Name ist Franziska Hille und ich arbeite seit gut 5 Jahren als Tanztherapeutin hier im Hause, in der Abteilung für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie.

Erzählen möchte ich Ihnen von einer 2-wöchigen künstlerischen Projektarbeit, die ich zusammen mit der Bildhauerin und Kunsttherapeutin Eva Meschede,

und den Patienten der Psychotherapiestation der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen, im Frühjahr 2004 realisiert habe. Es ging dabei um eine Verknüpfung zweier künstlerischer Medien, der Bildenden Kunst und dem Tanz in einem Thema; dem Thema „Maske“.

Ich freue mich, sehr, dass ich die Gelegenheit habe, im Rahmen dieser Veranstaltung von diesem Projekt zu erzählen, denn es passt wunderbar zum Thema des heutigen Tages: „Entdecken, was in mir steckt“

Zuerst einige Bemerkungen zum Thema „Maske und Maskierung“:

Dieses Thema ist so alt wie die Menschheit und ebenso faszinierend – dementsprechend viel lässt sich darüber sagen. Für diesen Vortrag muss ich mich aber leider auf die für unser Projekt wesentlichen Aspekte beschränken.

Eine Maske versteckt, verhüllt, verbirgt. Sie gibt ihrem Träger die Möglichkeit, sein Alltags-Gesicht zu verbergen und eine andere Gestalt anzunehmen. Sie schützt ihn in Momenten oder Phasen, wo er sich nicht zeigen will.

Gleichzeitig macht die Maske etwas sichtbar, bringt etwas verstärkt, betont, manchmal sogar übertrieben zum Ausdruck. Sie kann dabei helfen, ein in der Person schlummerndes Potential, einen noch ungelebten aber ersehnten Aspekt, eine erahnte aber noch nie gewagte Eigenschaft des eigenen Wesens zu erproben. Unter der Maske nimmt der Träger die Fähigkeiten und Eigenschaften des Dargestellten an.

Masken stehen immer im Zusammenhang mit dem Prinzip der „Transformation“: etwas, was die Maske zum Ausdruck bringt, geht auf den

Träger über. Oder sie hilft ihm beim Übergang in eine neue Lebensphase. Etwas Altes wird verändert, transformiert oder abgestreift.

Eng verbunden mit der Maske ist der Maskentanz. Das, was in der Maske bildnerisch zum Ausdruck kommt, wird in Bewegung umgesetzt. Im Tanz wird die Maske zum Leben erweckt. Sie ist nicht länger nur ein (Ab)Bild, ein Objekt, sondern wird zu einem Lebewesen, einer lebendigen Persönlichkeit mit spezifischen Bewegungen, mit einem einzigartigen Bewegungsausdruck, mit Energien und Kräften.

Der Maskentänzer überwindet die Distanz, die der Maskenbauer zu seinem Werk noch gewahrt hat. Indem er mit der Maske tanzt, geschieht die Verwandlung „leibhaftig“: Er wird zu der Gestalt, die seine Maske darstellt, er *wird* seine Maske. So wie auch Kinder bei der Fastnacht ganz die Prinzessin oder die Hexe oder der Indianer sind.

(Die Maske und der zu ihr gehörende Tanz erlauben es dem Individuum, seinem Wunsch „Ich bin nicht ich selbst“ Ausdruck zu geben. Sie erlauben es, sich eine Auszeit aus der menschlich konstruierten Zeit zu nehmen, zu spielen. Spielen wiederum bringt das Improvisieren, das Unerwartete hervor, es öffnet den Geist, den Horizont für neue und manchmal sehr nützliche Entdeckungen.)

(Dem Gestalten einer eigenen selbstgewählten Maske und das Entwickeln eines dazugehörenden Bewegungs-Ausdruck, eines Maskentanzes also, liegt die Idee der Transformation von einer nicht-veränderbaren, passiv-erduldenden Haltung hin zum Erleben seiner selbst als selbstbestimmendes Individuum zugrunde. Die Maske kann getragen oder abgelegt werden, es entsteht eine Distanz und dadurch Flexibilität im Umgang mit einer bestimmten Rolle. Damit wird das eigene Schicksal (oder Leid), Kompetenzen und Veränderungsmöglichkeiten erkannt.

Gerade jungen Menschen, die in ihren Möglichkeiten, ihre Identität zu finden, aus Gründen einer organischen, psychischen oder psychosomatischen Krankheit eingeschränkt sind, kann ein solches Projekt den Handlungs-Spiel-Raum geben, wo mit Bösem, Anderem oder „Krankem“ spielerisch umgegangen wird und Neues erprobt sowie Eigenes oder „Gesundes“ (wieder)gefunden werden kann. Im Gestalten und im Tanz mit der Maske ergeben sich Situationen von real erlebten, selbst gesteuerten Aktionen, die im Ansatz einer Lebensgestaltung entsprechen.)

Einige Jahre zuvor hatten wir hier im CKQ mit einem 2-tägigen Mini-Masken-Projekt erste Erfahrungen gesammelt, mit 6 Frauen der damals bestehenden „Trauma-Gruppe“ - am ersten Tag entwarfen und bauten wir Masken, die wir am zweiten Tag tänzerisch zum Leben erweckten. Sowohl die Patientinnen als auch wir waren nach den beiden 8-10 Stunden-Tagen zwar glücklich, aber auch völlig erschöpft. Uns wurde klar, dass dieses Thema sehr komplex ist und mehr Zeit bedarf.

Also entwarfen wir ein Konzept für ein 2-wöchiges Projekt zum selben Thema.

Dank Evas bereits bestehender Kontakte zu der Klinik in Münsterlingen, des außerordentlichen Interesses des Klinikchefs an den Künsten in jeder Form, sowie der Tatsache, dass die Schweiz noch über ganz andere finanzielle Spielräume im staatlichen Gesundheitswesen verfügt, bekamen wir die Möglichkeit, unsere Idee in die Tat um zu setzen.

Das Projekt:

Das Thema des Projekts war gleichermaßen deutlich vorgegeben wie auch völlig offen:

„Baue eine Maske, nach eigenen Vorstellungen, Wünschen, Entwürfen. Und bringe diese Gestalt in Bewegung, lasse sie lebendig werden.“

Die Art des Abschlusses war nicht geplant, sondern sollte sich aus dem Verlauf des Projekts ergeben. Es war sozusagen ein Experiment, dessen Ausgang offen war ...

Ein recht anspruchsvolles Experiment, denn es versuchte nichts weniger, als eine ganze Station 2 Wochen lang in einen künstlerischen Prozess einzubinden, in dem es sowohl um eine Integration zweier Kunstformen, nämlich der Bildenden Kunst und des Tanzes ging, als auch um eine Verbindung individuellen und gemeinsamen Gestaltens. Es fand statt im Haus B, einer Psychotherapiestation mit zu diesem Zeitpunkt 16 Patienten: junge Erwachsene im Alter zwischen 18 und 34 mit schweren Persönlichkeitsstörungen, darunter viele mit extremen Autoaggression- und Suizidtendenzen sowie Ess-Störungen. Die Behandlungsdauer lag nicht selten bei einem Jahr, wobei manche Patienten kurz vor ihrer Entlassung standen und andere gerade frisch aufgenommen worden waren.

Anspruchsvoll auch deswegen, weil das Projekt neben dem Stationsalltag mit all seinen Anforderungen an die Patienten her lief. Und auch, weil die Teilnahme in erster Linie verpflichtend war. Wir hatten also nicht – wie eigentlich gewünscht – mit „Freiwilligen“ zu tun, deren Motivation vorausgesetzt werden konnte.

Der Verlauf

Zunächst ging es darum, eine Idee für eine Maske, für eine Gestalt zu bekommen. Von Anfang an sollten beide Medien, mit ihren jeweiligen Eigenheiten als Inspirationsquellen für diesen Entscheidungsprozess dienen.

Schnell entwickelte sich folgende Arbeitsstruktur:

vormittags wurde das Thema „Maske“ im „Gelben Tanzsaal“ von der tänzerischen Seite beschnuppert, beispielsweise durch bewegungs-spielerisches Eintauchen in eine spontan gewählte (Phantasie)Figur oder durch das Tanzen eines afrikanischen Maskentanzes mit vorgegebenen Bewegungen und passenden Masken aus lebensgroßen Fotokopien.

Nachmittags verlagerte sich das Geschehen auf das Kunsttherapie-Atelier, wo die Gruppe Impulse für den bildnerischen Zugang zum Thema „Maske“ bekam – Anregungen aus mitgebrachtem Anschauungsmaterial, Gespräche zur Ideenentwicklung, die Einladung, erste eigene Ideen zu skizzieren, etc.

Es wurde schnell deutlich, dass den Patienten das Bildnerische vertrauter war und leichter fiel, während sie das Tanzen als ungewohnt, anstrengend und konfrontierend empfanden.

Es wurde anfangs während der Tanz-Sessions viel gestöhnt; während interessanterweise das, was sie tatsächlich in Bewegung machten und wagten, von Anfang an mutiger und lustvoller war, als erhofft.

Die Entwicklung einer Idee für eine Maske und deren Umsetzung war für jeden ein individueller gestalterischer Prozess, bei dem er auch individuell begleitet wurde. Ideen wurden in Einzelgesprächen diskutiert, in Frage gestellt oder unterstützt, und weiterentwickelt. Skizzen und das Gestalten einer Probemaske halfen dabei, die „Maskengestalt“ immer deutlicher werden zu lassen. Ein Materialtisch mit einem reichen Angebot unterschiedlichster Materialien unterstützte das Entstehen und Gestalt-Annehmen der Ideen. Letztendlich kamen verschiedenste Techniken und Materialien zum Einsatz, je nachdem, was

die einzelnen Masken „verlangten“, um zu ihrem Ausdruck und zu ihrer Form zu finden.

So gab es Gipsmasken mit verschiedensten Aufbauten oder Accessoires, es gab Papiermaché-Masken, Masken aus Isolierschaum, Masken aus Stoff oder Fell und auch aus Kombinationen der verschiedenen Materialien und Techniken.

Gegen Ende der ersten Woche hatten alle eine Idee und einen Entwurf für ihre Maske; manche waren schon recht weit gediehen und einige wenige, die nicht zu bremsen waren, hatten ihre Maske in Nachtschichten bereits fertig gestellt.

Als die Gruppe zur selben Zeit zum ersten Mal mit einer „Blanko-Maske“ in Gestalt eines einfachen Papptellers vor dem Gesicht tanzte – jeder mit derselben, – war der Effekt verblüffend: plötzlich trauten sie sich viel mehr, bewegten sich freier und ungezwungener, „als ob sie sich verwandelt hätten“. Schon das Erleben, die Gesichter der anderen nicht mehr zu sehen, und das eigene Gesicht unsichtbar zu wissen, ließ die Ängste und Hemmungen schwinden. Ich war selbst von dem Effekt dieses simplen Papptellers erstaunt! Und jetzt wuchs bei den Patienten auch allmählich das Verständnis für den Sinn des Projektes; viele brachten anfangs „Maske“ nur mit „sich verstecken“ in Verbindung, etwas, das sie ja eigentlich nicht mehr wollen; dass eine Maske außerdem auch etwas befreien kann, wurde nun deutlich.

Am Anfang der zweiten Woche wurde es Zeit, auch die tänzerische Gestaltung für eine Weile zu einer individuellen Angelegenheit zu machen. Das Thema der Maske war deutlich, die Gestalt gefunden und zum Teil schon manifestiert. Nun galt es, sie zum Leben zu erwecken, ihren ganz speziellen Charakter, ihr Temperament, ihre Fähigkeiten und ihre Vorlieben.

Ein erster Schritt war, eine passende Musik zu finden, entweder in den eigenen oder in den von mir mitgebrachten Beständen. Zusammen mit den

Gegebenheiten der Maske und dem Wesen der geschaffenen Gestalt bildete sie den Ausgangspunkt für den Tanz.

Innerhalb kurzer, aber sehr intensiver Tanz-Sessions mit jedem Einzelnen, bekam die Maske ihren tänzerischen Ausdruck. Ich war fasziniert, wie deutlich der Ausdruck, das Thema einer jeden Maske schon war – keiner der Patienten hatte keinen Bezug zu seiner Maske, alle hatten sie, wenn auch nicht gleichermaßen konkret, so doch irgendeine Vorstellung, wie ihre Gestalt sich bewegen soll, muss. Meine Aufgabe war eher die einer Hebamme: dabei zu helfen, den eigenen Tanz ans Licht zu bringen, ihn in eine erinnerbare Choreographie zu gießen.

Es war eindrücklich, wie viel mehr noch als die „Pappteller“ die echte, die selbst kreierte Maske die Lust am Tanz und den Mut, sich zu zeigen, verstärkte.

Am Donnerstag der zweiten Woche war es soweit: alle Masken waren fertig, und jede Maske hatte ihre Tanz-Form gefunden. Die Masken kannte man voneinander, aber die Tänze noch nicht. Die Neugier auf die Tänze der anderen wuchs. Sie zu sehen, setzte aber voraus, dass man sich selbst auch zeigte. Obwohl vielen das schwer fiel, war tatsächlich jeder Einzelne bereit, sich in seiner Maske den anderen zu zeigen, jeder brachte den Mut auf, seinen Tanz als Solo vor der Gruppe zu tanzen. Es wurde von den Patienten selber eine Reihenfolge festgelegt, in der jeder seinen für ihn passenden Platz in der Gruppenchoreographie bestimmte.

Wir erlebten eine sehr berührende Performance, in welcher die Gruppe sehr viel Aufmerksamkeit und Wertschätzung füreinander zum Ausdruck brachte. Allein schon die Tatsache, dass sie die ganzen 1 ½ Stunden, die es dauerte, bis alle ihre Tänze gezeigt hatten, nicht in ihrer Konzentration nachließen, sondern vielmehr gebannt da saßen und zuschauten, sprach für sich. Für Eva und mich war in diesem Moment klar, dass das Experiment gelungen war.

Nach dieser internen Aufführung waren die Patienten so begeistert über das, was sie da gemacht hatten, dass sie es auch gerne anderen zeigen wollten, in erster Linie „ihrem Team“, den Therapeuten und Pflägern des Haus B. Und sie waren sich ihrer Sache so sicher, dass sie sogar die schützenden Begrenzungen des „Gelben Tanzsaals“ verließen und auf der grünen Wiese vor dem Haus B, sichtbar für alle, die vorbeikamen, ihre Maskentänze zeigten. Bei der „öffentlichen“ Aufführung entstand sogar noch eine Fortsetzung: nach den einzelnen Soli kamen noch einmal alle Masken auf die „Bühne“ und begegneten einander in einer spontanen Improvisation.

Soviel Sicherheit, soviel Selbstbewusstsein, flößte dieses „andere Gesicht“, diese andere Gestalt ein, die jeder einzelne im Laufe des Projekts als eine Facette der eigenen Person entdeckt und zum Leben erweckt hat.

Auch wenn es eine mitunter recht turbulente Zeit war, es immer wieder sehr fragile Momente gab, wo unser Gefährt aus der Kurve zu springen drohte (Meuterei, angedrohte und auch vollzogenen Abbrüche, mehrere hysterische Ohnmachtsanfälle, ein Neuzugang in der Mitte des Projekts et. Etc.) und von uns sehr viel Flexibilität und ständiges Anpassen unseres Konzeptes an die aktuellen Umstände gefordert wurde (was tägliche Beratungen und Vorbereitungen bis tief in die Nacht erforderte), auch wenn unser Vertrauen in die eigenen Kompetenzen manchmal sehr auf die Probe gestellt wurde (Menschen mit bröckligem Selbstwert neigen zu Entwertung anderer ...) sind wir sehr zufrieden über den Verlauf des Projekts und auch über die „sichtbaren Resultate“.

Jeder Einzelne gestaltete eine Maske, die im Endeffekt nicht dazu diente, sich zu verstecken, sondern die vielmehr etwas ans Licht brachte, nämlich einen positiven Aspekt der eigenen Persönlichkeit. In jeder Maske und dem

dazugehörigen Tanz kam ein Wissen um und eine Verbundenheit mit den eigenen Ressourcen zum Ausdruck.

(Auch bestätigte uns dieses Projekt noch einmal, wie fruchtbar die Verbindung der beiden Medien Kunst und Tanz ist: sie führte zu einer solch komplexen Auseinandersetzung und Beschäftigung mit dem Thema und darüber mit sich selbst, wie es ein Medium allein nicht ermöglicht.)













Schlussbetrachtung: Warum sind (derartige) Projekte wichtig und unterstützenswert?

Projekte sind Intermediärräume der ganz besonderen Art. Für einen begrenzten Zeitraum werden Patienten aus dem klinischen Alltag „herausgenommen“ und bekommen die Gelegenheit sich in einem künstlerischen Medium gestalterisch zu betätigen, ohne therapeutischen Anspruch, aber mit der Möglichkeit, das Geschaffene am Ende zu präsentieren. Es geht also darum, einen kompletten Schaffensprozess, von der Geburt der Idee bis hin zur Formgebung zu durchlaufen. Im stationären Alltag, selbst wenn Kreative Therapieformen dazugehören, ist dies praktisch kaum möglich. Das Setting – offene Gruppen, hohe Fluktuation- bedingt nun mal, dass es dort in erster Linie darum geht, etwas in Gang zu setzen, einen ersten Funken zu zünden, überhaupt in Bewegung zu kommen. Es ist aber gerade das Formgeben, also das „Umsetzen der Ideen ins Handeln, das Phantasie-zu-Realität-machen“, was so viel Zufriedenheit, Stolz und letztendlich Selbstbewusstsein und Eigen-Sinn bewirkt.

(Des Weiteren findet in der Projektarbeit eine Begegnung statt zwischen künstlerisch Schaffenden, nicht zwischen Patienten und Therapeuten, und diese Art der Begegnung eröffnet noch mal ganz andere Möglichkeiten. Oft kommen „Projektmacher“ von außen, was auch dazu beiträgt, dass der Akzent viel mehr auf dem Medium als auf der Beziehung liegt.)

Die Teilnahme an einem Projekt ist ein besonderes Erlebnis, das allen Beteiligten nachhaltig in Erinnerung bleibt. Es unterscheidet sich vom Klinikalltag durch die Dichte und Intensität des individuellen und gemeinsamen Schaffens. Was sonst in einzelnen Kreativtherapiestunden nur fragmentarisch oder in Sternstunden möglich ist, nämlich zur eigenen Formgebung zu kommen, wird hier durch die verdichtete Situation in recht kurzer Zeit erreicht. 2 Wochen lang mehrere Stunden täglich an einer Sache dran sein, sich mit sich und anderen zusammen in einen Schöpfungsakt zu begeben, der zum regelrechten Schaffensrausch werden kann – das hinterlässt tiefen Eindruck.

Sicherlich berechtigt ist die Frage nach dem Danach – ob die Patienten nicht in ein tiefes Loch fallen nach einer solchen intensiven Zeit, nach der Euphorie des Geschafften, wenn alles vorbei ist? Dies ist schon möglich. Aber: alle Beteiligten, sowohl die Patienten als auch das „Team vor Ort“, die dann mit den „Nachwehen“ zu tun hatten, und wir sowieso, waren sich einig, dass es das wert ist. Schließlich kennen wir alle das Gefühl, das nach einer besonderen intensiven Zeit, einem schönen Urlaub, einer interessanten Reise, der Kontrast mit dem wieder eingetretenen Alltag besonders krass und vielleicht schmerzhaft ist. Dennoch würden wir nicht auf die Erfahrung verzichten wollen, sie ist wichtig. Weitaus mehr Gewicht hat aber das positive Nachwirken des Erlebten, denn es war ja nicht nur ein schöner Traum, sondern durchaus Realität: es wurde etwas geschaffen, das Bestand hat, etwas sichtbares, tastbares, es gab Zeugen. Das Erlebte trägt ganz direkt etwas zu einem anderen Lebensgefühl und Selbstverständnis bei,

Für uns war die beste Bestätigung, dass es für die Patienten auch im Nachhinein eine gute Erfahrung war, dass wir von Team und Klinikleitung eingeladen wurden, gerne wieder so etwas zu machen. Mit den Worten des Klinikchefs Dr. Studer: „Die Projektleute kommen und wirbeln eine Menge Staub auf, wir räumen nachher wieder auf. Das ist gut so und ausdrücklich so gewollt!“

Bleibt zum Schluss noch die Bemerkung, dass wir hierzulande mit anderen gesundheitspolitischen Realitäten zu tun haben, wodurch derartige Projekte in erster Linie durch Spenden finanziert werden müssen. Es gibt schlechtere Möglichkeiten, sein Geld anzulegen!